

# VERBAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 2.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 4. Januar 1892.

Vierteljährlich  
2 1/2 Mark = 1 1/2 fl. ö. W.

38. Jahrg.

## Plein air.

Eine Künstlergeschichte von E. M. Vacano.

Nachdruck verboten.

### 1. Kapitel. Grau in Grau.

Fritz Söld saß in seinem Atelier. In seinem Atelier, in welchem schon so lange, so ewig lange nichts geschaffen worden war! Man sah es dem Raume auch an, über allem und jedem lag jener Mehltau des Ungebrauchtes, der Unbewohntheit, der Vernachlässigung, welcher an Räumen und Dingen ebenso traurig und wehmütig berührt, wie an Menschen. Es war einst ein heiteres, ein fröhliches, wenn auch nicht affektiertes, stilisiertes, aufgeputztes Atelier gewesen, ein Studio mit etwas burschikoser Miene, mit malerischen, improvisierten Einfällen, mit einem Schiffsruder da und einem Pferdehalter dort, mit einem Nacht-Modell in dieser Plafondstelle und einer goldgestickten Schabracke auf jenem orientalischen Gestelle. Aber

über dem allem lag jetzt, wie gesagt, das Spinnengewebe der Vereinsamung; ein paar Blendrahmen standen mit dem Gesichte gegen die Wand gelehnt wie unartige, gestrafte Kinder, ein paar Skizzen waren an die Wände geheftet, staubblind eingeschlagen und vergessen, ein venezianischer Dolch, an einem Purpurfaden aufgehängt, sah aus, als habe er Durst nach Blut und sei daran schon halb verschmacht. Auf der Staffelei stand ein unvollendetes, größeres Bild — eine „Divenernte“ aus dem sonnigen Italien — ein heiter, sonnig, gleichsam singend angelegtes Bild, das aber nun schon seit Wochen unberührt und vergessen auf der Staffelei stand, man sah ihm das Schicksal an, nie und nimmer fortgesetzt, nie und nimmer vollendet zu werden, und eben weil es so sonnig, so hellheiter angelegt war, sah es mit seinem wie verstorbenen, verstaubten, nie wiederzubelebenden Antlitze aus, wie eine geschminkte Leiche auf ihrem Paradebette.

O das traurige, traurige Atelier, aus welchem alle Schaffensfreude, alle Hoffnung, alles Talent entflohen schien für immer!

Es giebt Ateliers, Interieurbilder von Adrian von Ostade und von Franz von Mieris, welche ebenfalls die größte Einfachheit, eine fast berechnete künstlerische Schlichtheit zeigen: ein Pferdeschädel an der Wand, eine Gipsmaske vielleicht, eine Gliederpuppe, ein paar Folianten, ein Tischchen mit einem Aschbecher, eine kurze Thonpfeife auf dem Fußboden, eine hölzerne Treppe im Hintergrunde, ein Sonnenstrahl, das ist alles. Aber welcher Hauch von Künstlerfleiß und Künstlerfreude, welcher warmer Atemzug von Behaglichkeit, Leichtsinne, Armut, Schaffensfrohsinn, Hoffnung und Heiterkeit strömt aus diesen Bildern.

Wie so anders in diesem Studio! Welches Dorflein! Und diese Trostlosigkeit des Ortes wurde noch erhöht durch die Wüstheit des Tages, welcher vor dem großen Atelierfenster lag, das gleichsam erblindet schien von den feuchten Nebeln draußen. Es war ein Vorfrühlingstag; einer jener Tage, wo es stürmt und taut, wo der Wind so zornig und laut ist, und wo er alle Schneereife von den Dächern, von den dürren Baumästen schmelzt; ein Tag für die Glücklichen, um sich behaglich zu fühlen und



Problematische Kochversuche. Gemälde von Hans Looschen.





Vier Wochen sind seit dem Ball verfloßen, und mit Paula ist eine große Veränderung vorgegangen. Sie ist stiller geworden als früher, der Jugendübermut ist abgestreift, sie wird nachdenklich, und nur wenn der Gerichtsassessor Oswald Döring gemeldet wird, der seit dem Ball recht häufig ins Haus kommt, zeigt sie eine merkliche Unruhe. Eines Sonntags stattet Döring den Eltern einen langen feierlichen Besuch ab, mit beredeter Wärme weist er die Bedenken der Eltern bezüglich der Jugend Paulas niederzukämpfen, am Abend wird das frohe Ereignis festlich begangen: die Verlobung Paulas. Auch die Einwilligung zur baldigen Hochzeit weist der beredete Jurist zu erzwingen; vergebens weist Mama auf die Unerfahrenheit des „Kindes“ in der Führung eines Haushaltes hin, doch Papa kauft Duzende theoretischer Wirtschaftsbücher, und die vorsichtige Mama wird überstimmt.

Im Frühjahr findet die Hochzeit des jungen Paares statt. Mama hat sich auf die theoretischen Anweisungen Papas nicht verlassen; sie hat als praktische Frau eine perfekte Köchin engagiert, unter deren Leitung ihre Tochter die Geheimnisse der Kochkunst durch jene praktische Erfahrung erlernen soll, die der Schwiegerjohn und der Gatte als etwas Althergebrachtes, Ueberlebtes bekämpfen.

Acht Tage ist das Paar bereits im neuen Heim, und Oswald weiß den Eltern nicht genug die vorzügliche Küche Paulas zu rühmen. Die junge Frau errödet bei diesen unverdienten Lobeserhebungen, und ihre Wahrheitsliebe zwingt sie, ihm zu gestehen, daß sie noch gar nicht die Küche betreten habe. Doch das soll anders werden, morgen schon will sie an der Hand des neuesten Kochbuches, das Papa gestiftet, das Mittagessen selbst bereiten. Bouillon mit Schwemmkloßchen muß es geben, die ist Oswald so gern, dann Teltower Rüben mit Koteletten, endlich Pudding. Minna, die ganz verwundert, fast beleidigt ihre Herrin in die Küche kommen sieht, erlaubt sich danach zu fragen, was Madam wünsche. Sie wird in den Waschteller geschickt und geht ärgerlich fort. Paula bleibt mit ihrem Kochbuch allein in der Küche.

Oswald ist seelenvergnügt nach Hause gekommen. Lauter Lieblingsgerichte sind ihm in Aussicht gestellt, und sein kleines Frauchen hat dieselben eigenhändig zubereitet. Doch was ist das? Schon zweimal hat er geklingelt, niemand öffnet! Er schließt endlich selbst auf und eilt in das Wohnzimmer. „Paula, Paula!“ ruft er besorgt. Keine Antwort. Noch lauter ruft Oswald. Da hört er eine schwache, klägliche Stimme von der Küche her antworten. Er öffnet die Küchentür: da sitzt sein armes Frauchen mit verweinten Augen, das Kochbuch in der Hand. Auf dem Herde verschiedene problematische Kochresultate. Er weiß alles! Vor allen Dingen ein paar tröstende Worte seinerseits, es werde ja nicht so schlimm sein, das Kochbuch müsse doch alles richtig angeben. Dann kostet und liest er abwechselnd. Doch die Kloßchen sind und bleiben zu weich, die Rüben zu hart, und der Pudding will absolut keine Vermunft annehmen.

Minna kehrt eben aus der Waschküche zurück, sie kann sich kaum des Lachens enthalten bei dem Bilde, das sich ihr darbietet. Sanft schiebt sie das Ehepaar aus der Küche hinaus, eine halbe Stunde später sind die Kloßchen, die Koteletten und der Pudding wohlgeraten auf dem Tischtisch; nur den Rüben war nicht zu helfen.

Paula blieb den ganzen Tag über betrübt, das also war ihr erstes Mittagessen. Ein Jahr später ist sie eine perfekte Köchin, ihr verdirbt kein Gericht mehr, denn sie hat jetzt eingesehen: die Praxis ist im Leben mehr wert, als alle Theorie, zumal beim Kochen!  
G. D.

## Moderne Heirat.

Skizze aus dem Leben von E. Eiß-Blanc.

Nachdruck verboten.

Es in Juniabend — lind, weich, himmelklar. Die Natur fängt an zu träumen, Schmetterlinge und Blumen sind schon eingeschlafen, nur die Leuchtkäfer und Nachtigallen wachen; langsam ziehen die Sterne auf.

Ueber die Hochebene streift der Abendhauch. Er wispert im Korn, das grüßend seine behaarten Häupter wie eine an-dächtig-entblöhte Gemeinde neigt. Felder und Wiesen dehnen

wo mit unzähligen Lichter Augen die Stadt herüberglänzt, wie riesengroße Leuchtkäfer funkeln sie durch das umgebende Dunkel von Baum- und Bergschatten. Dort unten weilt der Geliebte, seit heute ihr Verlobter; noch kann sie das Glück nicht fassen, es kam zu plötzlich.

Wie im Traum läßt sie sich auf die Steinbank nieder, um in der Abendstille den heutigen Tag noch einmal zu durchleben, als wolle sie ihn aufzeichnen in ihrem Geist, in ihrer Seele und ihn für alle Zeit dort unsterblich festhalten. Sie lehnt den Kopf an den Stamm der Linde und schließt die Augen.

Majestätisch steigt der Vollmond hinter dem gegenüberliegenden Laubbüschel ihres väterlichen Parkes auf, rotgolden, als sei er aus dem Sonnenuntergang geboren. Noch scheinen seine Strahlen nicht, nur mattes Licht erhellt die Welt und weckt die eingeschlummerte Fernsicht wieder.

Der Mondschimmer fällt auf das junge, blasse Gesicht, mit den geschlossenen Augen; das Mädchen ist weder schön, noch interessant, aber eine gütige, demütige Einfachheit umgibt sie sympathisch. Ein glückliches, mehr innerliches Lächeln verklärt die Züge; sie erlebt ihn wieder, ihren heutigen Verlobungstag. Wie ist es nur möglich, daß sie dem stolzen, vornehmen, schönen Mann gefiel? Ein Wunder muß ihm die Liebe zu ihr geweckt haben. Sie will ihm ihr ganzes Lebenlang dafür danken und ihn anbeten, ihn, den einzigen, den besten, den edelsten Mann.

Sie schmückt ihn mit allen Eigenschaften ihrer schwärmerischen Phantasie, den Manenoffizier, von dem sie im Grunde weiter nichts bestimmt weiß, als: daß er ein schöner Mann ist, und daß er um ihre Hand angehalten. Für ein so weltfremd und schwärmerisch erzogenes Mädchen vollgiltige Veranlassung, um ihn sofort zum Ideal zu erheben, zu verehren. Sie blickt zu ihm auf, wie zu einem Halbgott, dem sie den Opferrauch ihres reinen, jungen Gefühls in Demut darbringt.

Sie hört im Flüstern des Nachthauches die weiche Stimme wieder, die tonlos vor Erregung um ihre Hand bittet. Wie blaß, wie erschüttert er war, wie eiskalt seine Hand — wie er sie lieben muß, um offenbar zu leiden unter der Qual des Zweifels. Ihr Herz strömt über in beseligendem Wonnegefühl: sie meint seinen stüchtigen Kuß zu fühlen, mit dem er ihre Hand beim Abschied streifte; zurückhaltend, wie er selbst, ist seine Liebeskuß, und das macht ihn ihrer scheuen Natur nur teurer. Das Mädchen seufzt leise, wie schwer er doch war, dieser kurze, erste Abschied nach selbigem Finden. Aber der strenge Dienst war ihr grausamer Feind, den den Geliebten abrief, den ihn den ganzen Abend fern von ihr in der Kaserne, in der großen, häßlichen Kaserne hielt.

Und der Abend ist so zauberhaft schön, so feierlich in seiner duffenden stillen Pracht — langsam schlägt sie die guten, hellen Augen auf. Wie gelbende starrt sie in den großen Vollmond, der ihr stumme Beobachter gewesen, ein zärtliche Weichheit überkommt sie. Wie schön sieht Welt und Leben! Lieb-

losend streichelt sie den Hund zu ihren Füßen, dann schaut sie mit schwärmerischem Lächeln zum Abendhimmel auf.

„Du lieber, goldiger, großer Mond, vielleicht siehst du er jetzt zu dir emporkommt und denkt an mich! Vielleicht steht er daheim am Fenster seines einsamen Soldatenzimmers, von dem er mir so oft erzählt, daß mir ist, als sei ich dort gewesen. Ich sehe mit den Augen meiner Seele die Bilder seiner Eltern an der Wand, den großen braunen Schreibtisch, an dem er arbeitet. Wenn mein Geliebter heut zu dir emporsieht und an mich denkt und unsere Liebe, dann bring ihm meine Grüße!“

Der Mond brauchte sich nicht damit zu befästigen; der Geliebte dachte ebensowenig an ihn, wie an die ferne Ver-



Rokoko. Gemälde von O. Erdmann.

Photographieverlag von Franz Hanfstaengl's Kunstverlag, A. G. in München.

sich auf der Fläche, und dazwischen stehen in geraden Reihen, wie Regimenter, vollbelaubte Kirschbäume, alles im dämmernen Halbschatten. In der Luft schwebt ein würziger Geruch von blühendem Korn, frischem Gras und wildem Thymian, der am Feldrain blüht. Matt glänzt der staubgraue Weg, auf dem eine schlanke, zierliche Frauengestalt langsam dahingehet. Ihre Hand streicht spielend über die Kornähren am Rande, hinter ihr trottet ein mächtiger Hund.

Lautlos, wie ein Schatten, schwebt sie durch das stille Feld. An einer Steinbank unter einer alten Linde bleibt sie stehen und schaut ins Weite; das Land liegt im Dämmern des aufgehenden Mondes. Das Mädchen blickte hinunter ins Thal,

glänzt, wie  
ende Dunkel  
der Geliebte,  
nicht fassen,  
bank nieder,  
einmal zu  
in Geist, in  
festhalten  
und schließt  
gegenüber-  
dunkel ihres  
fes auf, rot-  
er aus dem  
ng geboren.  
seine Strah-  
mattes Licht  
st und wech-  
merte Fern-  
immer fällt  
blasse Ge-  
geschlossenen  
Mädchen ist  
noch intere-  
gütige, de-  
heit umgiebt  
Ein glück-  
merliches Läch-  
die Züge; sie  
ieber, ihren  
lobungstag.  
möglich, daß  
vornehmen,  
gefiel? Ein  
ihm die Liebe  
haben. Sie  
anzes Leben-  
unten und ihn  
den einzig-  
en, den edel-  
acht ihn mit  
haften ihrer  
Phantasie,  
zier, von dem  
weiter nichts  
als: daß er  
dann ist, und  
re Hand an-  
ein so welt-  
wärmerisch er-  
nen vollgiltige  
um ihn sofort  
erheben, zu  
blickt zu ihm  
einem Halb-  
den Opfer-  
einen, jungen  
mit darbringt  
im Flüstern  
hes die weiche  
er, die tonlos  
g um ihre  
Wie blaß, wie  
war, wie eis-  
d — wie er  
ß, um offen-  
n unter der  
weifels. Ihr  
über in be-  
Wonnegefühl-  
nen flüchtigen  
t, mit dem er  
beim Abschied  
ckhaltend, wie  
seine Lieb-  
das macht ihr  
Natur nun  
Mädchen seufz-  
wer er doch  
urze, erste Ab-  
ligem Finden  
ige Dienst war  
er Feind, der  
n abrief, den  
en Abend fer-  
er Kaserne, in  
häßlichen Ka-  
Abend ist so  
hön, so feier-  
er dustenden  
t — langsam  
e guten, heller  
Wie geblende  
den großer  
er ihr stumme  
gewesen, ein  
eichheit über  
Wie schön sind  
Leben! Lieb-  
a, dann schau  
mel auf.  
icht sieht auch  
elleicht sieht e  
mers, von dem  
dort gewesen  
r seiner Eltern  
, an dem er  
vorsieht und an  
eine Grüße!  
belästigen; da  
die ferne Ver



**Das neue Brüderchen.** Gemälde von A. Schröder.  
Photographieverlag von Franz Hanffstaengls Kunstverlag, A. G. in München.





### Imitierte Glasmalerei.

Nachdruck verboten.

Schon lange empfand man in Dilettantkreisen das Bedürfnis, bunte Glasfenster zu imitieren, da die echte Glasmalerei mit eingebrannten Farben eine sehr umständliche Behandlung erforderte. Ist schon der Bezug des Glases und der Versand der fertig gemalten Scheibe zum Brenner mit großen Schwierigkeiten verknüpft, so fallen diese noch mehr ins Gewicht, wenn man das Risiko beim Bahntransport hinzurechnet. Es kommt ferner hinzu, daß die echte Glasmalerei stets mehr oder weniger Fassung von farbigen Gläsern und Bugenscheiben haben muß, die besonders bei mehreren Fenstervorsätzen so teuer werden, daß eine mit beschneidenen Mitteln arbeitende Dame nicht imstande ist, diese Ausgabe zu bestreiten. Es sind infolge dessen vielfach Versuche gemacht worden, Fenster entsprechend zu malen, stets konnte man jedoch auf den ersten Blick erkennen, daß man es mit einer Imitation zu thun hatte; die nun hier folgende Beschreibung einer Nachbildung erregt jedoch die echte Glasmalerei so vollkommen, daß es selbst dem Kenner ohne genauere Untersuchung schwer sein dürfte, dieselbe von der echten Scheibe zu unterscheiden, zumal, wenn er nur die Schauseite vor sich hat. Die Ausführung ist einfach, ohne große künstlerische Vorkenntnisse zu erlangen. Das Material stellt sich auf Max 2 bis 2,50.

Für das gegebene Fenster Fig. 1 nehmen wir einen Bogen Papier, der etwas größer ist, als die Scheibe, stecken ihn fest auf ein Reißbrett und übertragen nun die Zeichnung in der gewünschten Größe. Es sind hier 45 Cent. im Quadrat angenommen, und es ist am besten, auch diese Größe für die Ausführung zu wählen; nähme man die Glastafel kleiner, so würde die Einteilung in der Bleifassung andere Verhältnisse bekommen, die in Fassung die Breite von 4 resp. 7 mm behalten muß.

Die Zeichnung ist nur in Bleistift herzustellen, dabei ist zu beachten, daß sämtliche gerade Linien über ihre Endpunkte hinaus verlängert werden. Es wird selbstverständlich angenommen, daß die Zeichnung rechtwinklig übertragen ist.\* Man kauft eine Glasklebe für 40—60 Pf. in der Größe von 45 Cent., ob das Glas grünlich oder bläulich ist, ist gleichgültig. Vor dem Malen reinigen wir die Scheibe mit etwas Schlemmkreide und Wasser, polieren sie mit trockener Kreide nach und legen nun das Glas auf die aufgesteckte Zeichnung. Durch einige Tropfen Dextrin oder Gummi heften wir das Glas auf die untenliegende Zeichnung so fest, daß bis zur Beendigung der Arbeit ein Verschieben des Glases nicht stattfinden kann.

Als Material an Farben ist erforderlich: 1. eine große Tube weiße Stützenfarbe, 2. eine Tube Eisenbeinschwarz, 3. Beinschwarz, 4. gebr. Sienna, 5. dunkel Krapp, 6. hellgelber Lack (goldgelb), 7. dunkelgrüner Lack, 8. Lasureisenblau, in Ermangelung dessen: Pinkeblau, 9. eine Flasche Siccattiv de Harlem, für 25 Pf. Silberbronz, für 10 Pf. gewöhnliches Siccattiv und etwas Schlemmkreide. Mit Ausnahme der weißen Stützenfarbe und des Harlemer Siccattiv finden sich wohl sämtliche Farben in jedem Delmalkasten vor.

Zur Arbeit übergehend, nehmen wir kleine Stücke Pappe, einen Quadratzentimeter groß (sogenannte Glaspappe), und kleben diese über die Kreismittelpunkte der unten liegenden Zeichnung auf das Glas. Da der unterliegende Punkt nun verdeckt ist, übertragen wir ihn auf das Stück Pappe und kontrollieren durch Ansetzen eines Zirkels, ob wir die richtige Mitte hatten. Haben wir Gelatinepapier zur Hand, so können wir von diesem ein Stückchen aufkleben. Von Glaspappe schneiden wir je 5—6 Streifen und versehen diese mit Ausschnitten, wie Fig. 2, 3, 4 und 5 zeigen. Die Streifen sind etwa 6 Cent. lang und 2 Cent. breit. Es wird zuerst die Bleifassung der Scheibe durch Auftragen von weißer Stützenfarbe derart angefertigt, daß man die Farbe zur Hälfte mit Schlemmkreide und etwas gewöhnlichem Siccattiv mischt und dann auf das Glas in der Richtung der unten sichtbaren Stäbchen 1 bis 8 bringt. Wir breiten die Farbe etwas mit dem Spachtel aus, sodas sie über 3 mm hoch liegt und über die unten liegenden Konturen weg steht, legen das Lineal an und ziehen mit der Schablone 2 so entlang, daß der 4 mm breite Ausschnitt auf die unten gezeichnete Kontur paßt. Durch das ein- oder mehrmalige Ueberziehen der Schablone erhalten wir einen 4 mm breiten und 3 mm hohen glatten, halbrunden Farbestreifen. Die durch das Ziehen übergetretene Farbe nach den Seiten nehmen wir mit den Pappstücken 5, die wir als

Spachtel benutzen, zusammen, um sie wieder zu verwenden. Es folgen die Linien 9, 10, 11 und 12; dann auf allen 4 Seiten die Streifen 13—21. Die Glasfläche wird von allen Farbestreifen gereinigt und die Farbe muß trocken. Unter normalen Verhältnissen dauert dieser Prozeß etwa 8 Tage. Reißbrett und Glas müssen während der ganzen Arbeitszeit wagerecht liegen bleiben. Nach dem Trocknen beschneiden wir die vorbezeichneten Stäbchen an ihren Enden so, daß sie genau die gegebenen Längen haben, und nehmen nun den zum Einfaßzirkel gehörenden Bleistift ein, entfernen Bleistift und Schraube aus diesem, setzen Schablone 3 ein, befestigen diese durch Umwicklung mittels eines Fadens und setzen den Einfaß in den Zirkel (Fig. 6). Das Weiß wird jetzt auf beide Mittelkreise aufgetragen, der Zirkel in die Pappe gesetzt und Kreis 23 geschlagen (Fig. 6). Wir nehmen die Schablone nach Fertigstellung desselben heraus und setzen Schablone 4 ein, um den Kreis 25 zu schlagen.

Alsdann sind die geraden Linien 25—35 mit Schablone 4 und ebenso die Kreise 36—39 zu ziehen. Die überschüssige Farbe ist auch diesmal fortzunehmen und der frische Farbauftrag zu trocken. Es fehlen nur noch die breiten Einfassungslinien, von denen nur die inneren (Fig. 4a) gezogen werden, da die äußerste Fassung zuletzt durch einen einfachen Bleistreifen ersetzt wird. Die Flächen werden nochmals gereinigt, der Farbauftrag getrocknet, und es beginnt das Konturieren des Wappens und der Ornamente. Mit gewöhnlichem Siccattiv und Eisenbeinschwarz wird die Zeichnung mittels Pinsels oder der Feder aufgetragen, das Schwarz muß gut decken. Proben macht man an irgend einem Fenster — ebenso die weiteren Proben über die noch anzugebenden Farbmischungen. Nach 2—3 Tagen ist die Zeichnung trocken. Wir nehmen einen Theelöffel Harlemer Siccattiv in ein Näpfchen, fügen diesem etwas Blau und eine Wenigkeit Eisenbeinschwarz hinzu, sodas wir bei der Probe am Fenster einen matten silberblauen Ton bekommen. Mit dieser Mischung werden die Bären und das innere der Helmzier gemalt. Zum Farbauftrag wird ein weicher Haarpinsel genommen; sämtliche Stellen, welche diesen Ton bekommen sollen, sind mit A bezeichnet. Die mit B bezeichneten Felder werden, mit Krapp und Harlemer Siccattiv zu einer dunkelroten leuchtenden Farbe gemischt, zugemalt. Hierbei ist zu bemerken, daß sämtliche Teile im Wappen mit dem Haarpinsel gemalt d. h. dünn aufgestrichen werden, während die übrigen Teile, sowie das rote Feld des Wappens, derart zu füllen sind, daß man den Pinsel tropfen voll Farbe nimmt und die Felder so füllt, daß der Ton gleichmäßig sich selbst dünn verteilt. Für die gesamten Farben wird mehr oder weniger Harlemer Siccattiv hinzugegeben.

C hellblau bedarf weniger Blau, während dem Dunkelblau D mehr Farbe zuzusetzen ist. E terra sienna wird in der Krone aufgemalt. Der Grund der Ornamente wird durch Beinschwarz und grünen Lack als eine matte, grüne Farbe eingetragen, die Ornamente darin mit einem leichten terra sienna Ton gedeckt. Man thut gut, die jedesmalige Mischung in der entsprechenden Quantität in ein Näpfchen zu mischen, damit eine Aenderung im Farbton vermieden werde, auch ist es notwendig, die Farben innig mit dem Lack zu mischen, da sich die Farbe im anderen Fall nicht genügend verteilt und dunklere Stellen erzeugt. Die Stellen F sind mit gelbem Lack, der auf der Probe einen leuchtend durchsichtigen Ton erzeugen muß, zu füllen. Erwähnenswert bleibt hierbei, daß der Grund des Wappens erst dann aufgetragen werde, nachdem das gemalte Wappen völlig trocken ist. Die Gefahr, daß die Farben durch die schwachen Konturen getrennt zusammenlaufen, wird dadurch vermieden.

Die Bugenscheiben werden mit bläulich grünem Ton kreisförmig strichweise gemalt, hier und da kann etwas Beinschwarz hinzugegeben werden, auch können schmale Streifen des reinen Glasgrundes stehen bleiben; ein vollständiges Malen dieser runden Gläser giebt ihnen den Anschein, als wären sie wirklich gegossen.

Sobald der Lack mit der Farbmischung überall eingefüllt und trocken ist, nehmen wir Silberbronz mit gewöhnlichem Siccattiv gemischt und übermalen die weißen erhabenen Streifen: wir erreichen dabei eine vollständige Imitation der Bleifassung, das fertige Glasfenster übergeben wir dem Glaser, damit er um das Ganze einen Bleirand legen kann, dem, je nachdem die Befestigung am Fenster sein soll, an dem oberen oder den seitlichen Rändern Desen angelötet werden.

Sollte in kleineren Städten kein Harlemer Siccattiv zu beschaffen sein, nehme man gewöhnlichen Dellack (Kopallack), besonders benutze man diesen, wenn man nicht die Zeit hat, die Arbeitszeit etwas länger auszudehnen. Der Dellack trocknet etwas schneller, ist aber nicht so klar und so haltbar, wie das Harlemer Siccattiv.

Oskar Hülcker.



Fig. 2.



Fig. 3.

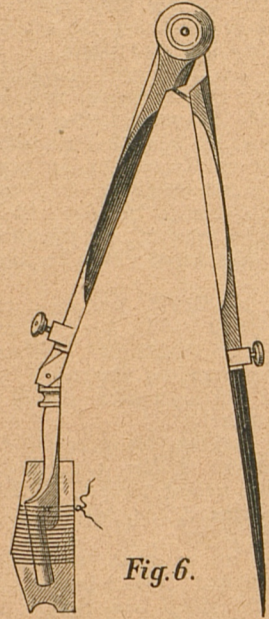


Fig. 6.



Fig. 4.



Fig. 5.



Fig. 4a.



Fig. 1.

\* Auf Wunsch liefert das Atelier für Damenmalerei Berlin S., Alexandrinenstr. 38 (Frau Anna Hülcker) gegen Einsendung von Mark 1.50 Bausen in der Originalgröße.

### Korrespondenz.

**Verschiedenes.** S. G. in Altona. In Bezug auf unsere Mitteilungen über ein neues Futter für Seidenraupen (S. 390 des vor. Jahrg.) machen Sie uns auf die bemerkenswerte Thatsache aufmerksam, daß sich die Raupen eines Seidenpinnerz — dessen Spezies Ihnen leider nicht bekannt nach Ihrer Erfahrung auch mit frischen, nicht feuchten Salatblättern groß füttern ließen. Vielleicht veranlaßt diese Notiz einen oder den anderen unserer Leser, ähnliche Versuche zu machen und uns darüber, im Interesse der heimischen Seidenraupenzucht, zu berichten.

Frau v. P. in G. Die auf S. 473 des vor. Jahrg. besprochene Kinder-Gartenlaube erscheint im Verlage von E. Kempe in Leipzig.

**Haushalt und Küche.** Frau C. D. in G. Nachstehend das gewünschte Rezept zur Bereitung des echten Lubecker Marzipans. Damit der Marzipan tadellos gelingt, ist eine große Aufmerksamkeit und Reinlichkeit bei der Bereitung erforderlich. Man nimmt auf jedes Pfund süße Mandeln auch ein Pfund feinsten Puderzucker, etwas Ader zum Unterstreuen und wenig Rosen- oder Orangenblütenwasser. Die Mandeln werden, um sie recht weiß und spröde zu erhalten, am Abend vor der Marzipanbereiung mit kaltem Wasser bedeckt, am anderen Morgen geschält, in klarem Wasser gewaschen, zwischen reinen Tüchern getrocknet und auf einer Mandelkreibe gerieben oder in einem Marmormörser (ja nicht im eisernen) mit etwas Rosenwasser nach und nach völlig fein gestoßen. Ist dies geschehen, bringt man

sie mit dem Zucker und wenig Orangenblütenwasser in kupfernem Kesselfoder einem neuen glasierten Topf auf schwaches Feuer und rührt die Masse mit hölzernem Löffel ununterbrochen so lange, bis sie beim Ausdrücken mit benachtem Finger nicht mehr klebt, läßt sie dann aber nicht trockener werden. Man legt die Marzipanmasse alsdann auf ein mit Ader bestreutes Backbrett, rollt sie aus, indes man hin und wieder etwas Puderzucker überstreut, damit sie nicht klebt, und formt nun nach Belieben kleine Sachen oder Torten von der Masse. Man bäckt den Marzipan im Ofen auf butter- oder wachsbefruchteten Papierbogen, die auf ein reines Backblech gelegt werden, bei sehr gelinder Wärme. Der gut geratene Marzipan muß überlich trocken, aber ohne Farbe, und innen weich und saftig sein, sowie eine weiße, schöne Farbe haben. Man kann die Torten nach dem Backen mit allerhand eingemachten, abgetropften Früchten verzieren.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Akten-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von V. G. Teubner in Leipzig.